

*Birgit Lahann*

# *Hochhuth*

*Der Störenfried*

Mit Fotografien von Karin Rocholl



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0470-9

Copyright © 2016 by  
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH  
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn  
Lektorat: Alexander Behrens  
Korrektur: Sigrid Götze  
Umschlag: Antje Haack, Lichten, Hamburg  
Umschlagfoto: Karin Rocholl  
Satz: just in print, Bonn  
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2016

Besuchen Sie uns im Internet: [www.dietz-verlag.de](http://www.dietz-verlag.de)

## INHALT

- 9** »Also ich trinke jetzt erstmal einen Schnaps«  
Vorspiel
- 14** »Ich war nicht eine Minute in meinem Leben Optimist«  
Kindheit
- 28** »Wie sind Sie im Vatikan an die Geheimdokumente  
gekommen?«  
Der junge Autor
- 31** »Jetzt muss der Herr Mohn Dich aber am Umsatz beteiligen«  
Lektor und Herausgeber
- 38** »Da hätte der Blitz einschlagen müssen«  
Mit dem »Stellvertreter« nach Rom
- 54** »Wer verbirgt sich hinter dem Pseudonym Hochhuth?«  
Die Uraufführung
- 63** »Ich übe hier doch nur mein Handwerk aus«  
Basel, Paris, Rom
- 68** »Sie haben die Reise in die Hölle nicht gescheut«  
New York und Wien
- 84** »Ein Autor der liest, sieht aus wie ein Koch, der isst«  
Bücher
- 100** »Lesen Sie mal, was Ihr Sohn da im Spiegel geschrieben  
hat«  
Klassenkampf
- 103** »Wir sind doch alle Würmer, aber ich bin ein Glühwurm«  
Soldaten
- 119** »Man kann einen Menschen mit der Wohnung erschlagen  
wie mit einer Axt«  
Die Hebamme
- 126** »In der Bibel steht nicht, dass man nur einmal im Leben  
lieben darf«  
Vier Ehefrauen und drei Söhne

- 168** »Feines Volk, wohlstandsentstellt, im Glück verdummt«  
Tell 38 und Georg Elser
- 178** »Was damals rechtens war, kann heute nicht Unrecht sein«  
Die Affäre Filbinger
- 191** »Die Frauen bei mir, auch wenn sie nackt sind, haben die  
Hosen an«  
Libido-Gedichte
- 206** »Ich sehe Sie als einen George Grosz im Literarischen«  
Ganze und halbe Freunde
- 253** »Herr Hochhuth, Sie rufen ja zu meiner Ermordung auf«  
Wessis in Weimar
- 269** »Vielleicht werfe ich Peymann Ihr gutes Geschirr an den Kopf«  
Hochhuth kauft sich ein Theater
- 279** »Ich war ja nicht entstellt, ich war verzerrt«  
Krankheiten
- 287** »Wenn ich träume, bin ich in den Carceri von Piranesi«  
Verletzungen
- 307** »Dann schlaf mit einer deiner andern, nicht mehr mit mir«  
9 Nonnen fliehen
- 328** »Lange Gedichte machten Angst, lebten sie nicht kurz«  
Grundbuch
- 336** »Hochhuth soll vom Geheimdienst der DDR ermordet werden«  
Geschichten aus den Stasi-Akten
- 354** »Keiner tobt so wie ein Kugelblitz durch das Berliner Kultur-  
leben«  
Der 84. Geburtstag
- 360** »Etwas Besseres als den Tod findest du überall auf der Welt«  
Endspiel
- 379** Bibliographie

**»ALSO  
ICH  
TRINKE  
JETZT  
ERSTMAL  
EINEN  
SCHNAPS«**

VORSPIEL

Hochhuth am Telefon.

Ich grüße Sie. Möchten Sie nicht meine Biographin werden?

Nein, das möchte ich nicht.

Warum nicht?

Dann müsste ich ja die ganze Riege Ihrer treuen Feinde befragen.

Müssten Sie nicht. Die sind doch alle tot.

Das sind sie nicht. Es gibt mehr von ihnen, als ihm lieb sein dürfte. Denn das Bild vom Wüterich und Streithammel hat mit den Jahren für viele das Bild vom großen Aufklärer und politischen Störenfried überwuchert. So ist sein Satz am Telefon nur ein hübscher boshafter Hochhuth-Satz. Und immer, wenn ich in den letzten fünfundzwanzig Jahren ein Interview oder eine Reportage mit ihm machte oder einfach nur auf einen Sprung in seiner Wohnung vorbeikam, mit diesem Blick auf das Holocaust-Mahnmal und den attraktiven, oft kaffeebraunen Studentinnen, die im Nebenzimmer, der Hochhuth-Werkstatt, für ihn tippten und mailten, habe ich diesen lakonischen Wortwitz von ihm gehört. Und da ich kein Regisseur, kein Richter und kein Gegner bin, haben wir Spaß gehabt, wenn wir uns sahen, haben erzählt, ge-

lacht, diskutiert und gestritten, ich habe seine wilden Kämpfe mit dem Regisseur Einar Schleef im Theater am Schiffbauerdamm genossen, habe Proben gesehen, ihn in Pressekonferenzen toben gehört, den charmanten Causeur erlebt, aber auch den melancholischen Zweifler und enttäuschten Autor, der dem Chefredakteur der *ZEIT* einen Essay geschickt hatte und nicht mal eine Antwort bekam: »Vier Greise warnen Deutschland« – also Schmidt, Scholl-Latour, Lafontaine und Gorbatschow. Als er dann per Telefon sein Manuskript zurückforderte, fragte die Chefsekretärin:

Wie war der Name?

Hochhuth.

Wie schreibt man den?

Mit vier h!

Die Leute wissen schon nicht mehr, wer man ist, sagte er einmal verbittert zu mir. Dabei ist dieser Hochhuth einer der ganz Wichtigen, ein Wahrheitssucher und Bekenner, der als junger Mann akribisch wie ein Wissenschaftler die apokalyptischen Ereignisse unserer Vergangenheit in seinem Erstling, dem »Stellvertreter«, dramatisierte, damit den größten Theaterskandal des letzten Jahrhunderts heraufbeschwor und in aller Welt gespielt wurde. Den Hannah Arendt verteidigte und dem Golo Mann schrieb: *Wie viel einfühlsame Menschenkenntnis, Phantasie und Mitleid, Kummer, tiefer Ekel und Zorn werden hier unter den Bann der Kunst gezwungen*, von dem Herbert Marcuse sagte, er habe mit diesem Stück die *wirkliche Geschichte* unserer Zeit geschrieben, den Karl Jaspers lobte, weil er die Bevölkerung zur Besinnung aufgerufen habe und einem alten Juden in seinem Drama Worte in den Mund gelegt hat, die an einen Hiob denken lassen. *Aber der Alte ist ein Mensch unserer Zeit.*

Hochhuth, der von Bundeskanzler Ludwig Erhard als Pinscher beschimpft wurde, den Bundeskanzler Helmut Kohl diffamierte,

als er sich in Rom dafür entschuldigte, dass Papst Pius XII. *durch einen Schriftsteller deutscher Zunge* – seinen Namen nahm er nicht in den Mund – *Unrecht geschehen* sei, der mit seiner Erzählung »Eine Liebe in Deutschland« den CDU-Ministerpräsidenten Hans Filbinger zum Rücktritt zwang und von Franz Josef Strauß dafür als *Ratte* und *Schmeißfliege* bezeichnet wurde. Hochhuth, der Gerechtigkeitsfanatiker, der jahrelang dafür kämpfte, dass Johann Georg Elser, der Widerstandskämpfer, der Hitler 1939 in die Luft sprengen wollte und dafür im KZ Dachau gefoltert und hingerichtet wurde, endlich ein Denkmal bekam. Alle lieben die Freiheit, sagt Hochhuth, aber nicht die, die ihnen dazu verhelfen wollten.

Nein, eine Biographie, sagte ich ihm, werde ich nicht schreiben. Aber ein Lebensbild, ein Gesprächsbuch mit allem Witz und allem Wahnsinn, seinen Verdiensten, seinen Stücken, den Geschichten und Gedichten und seinen zwei Lieblingsthemen, der Historie und den Frauen, die für ihn das fünfte Element sind, aber auch mit Auskünften über Aggressionen, Gegner, Gott und den Tod. Und ich habe in langen Gesprächen sein glänzendes Gedächtnis bewundert, von dem er kühn behauptet, die Demenz fräße sich längst schon in sein Hirn hinein. In den nächsten Wochen und Monaten fuhr ich immer wieder nach Berlin, um Tonbandprotokolle mit dem damals dreiundachtzigjährigen Hochhuth zu machen.

Er wartet stets oben an seiner Wohnungstür, die weißen Haare stehen ihm meist zu Berge, die Ärmel des Oberhemds sind – wie ein Arbeitssignal – hochgekrepelt, es gibt den obligaten Handkuss, und dann geht's hinein ins Chaos: Tüten, Taschen, Papiertürme und kleine Bücherinseln überschwemmen den Boden, auf dem die alten Teppiche in gefährlichen Wellen liegen, ein Wunder, dass noch kein Sturz zu beklagen ist, alle Sessel sind besetzt mit Akten und Kästen, die Ölbilder, Zeichnungen, Fotografien und Pla-



*»Hier bekomme ich Besuch, hier habe ich Unterhaltung,  
hier lese und telefoniere ich und hole mir Anregungen.«*

*Foto: Birgit Lahann*

kate an den Wänden sind Erinnerungen an sein Leben, die Jalousie am Fenster, die im Sommer noch ein schräges Gerippe war, ist repariert, und auf dem großen, runden Tisch schwanken Manuskripte und Briefe, und vom Papierberg rutscht heute Gottfried Benn beinah in die Tiefe hinab, morgen Lion Feuchtwanger oder Churchill oder Kafka, was er gerade liest oder wo er gerade nachschlagen muss. Ruhe bringt erst der Blick aus dem Fenster. Da steht der graue Stelenwald des Holocaustmahnmals vor dem sattem Grün des Tiergartens, und gleich nebenan verdecken ihm das Hotel Adlon und die Amerikanische Botschaft seinen früheren historischen Blick auf den Reichstag und das Brandenburger Tor.



Also ich trinke jetzt erst mal einen Schnaps, sagt er. Trinken Sie einen mit? Doch nicht am Nachmittag! Dann Kaffee, ist ja alles vorbereitet von seinen schönen jungen Damen, die nebenan für ihn schon wieder tippen und mailen und machen und tun, und Hochhuth schiebt Texte und Papiere auseinander, schafft Lücken für Kuchen und Tassen, und dann thront er auf seinem Sessel mit den Blumenschnitzereien überm Haupt, und wir beginnen mit dem 1. April 1931.

**»ICH  
WAR  
NICHT  
EINE  
MINUTE  
IN MEINEM  
LEBEN  
OPTIMIST«**

KINDHEIT

An jenem 1. April sitzt Hochhuths Mutter Ilse, geborene Holzapfel, hochschwanger und wie immer mit einer Zigarette im Mund in der Eschweger Klinik auf dem Bett, baumelt mit den Beinen rum, qualmt und sagt zur Hebamme: Rufen sie doch bitte meinen Mann an, er soll mich abholen, es war wohl blinder Alarm. Und genau in dem Augenblick kam ich an, sagt Hochhuth. Ich war eine Sturzgeburt. Aber zum Glück sei er nicht aufs Parkett geflogen, sondern, dank der Hebamme, direkt ins Bett geflutscht. Es war also für meine Mutter eine schmerzfreie Sache, sagt er.

Den großen Schmerz habe er ihr erst kurz vor ihrem Tod zugefügt. Da saß ich an ihrem Bett im Krankenhaus und wusste, dass sie nicht mehr lange leben würde. Aber sie sprach an diesem Abend so lustig und so vergnügt mit mir, sagt er, vielleicht ahnte sie wirklich nichts. Und er denkt daran, wie sein Sohn und er, als sein Vater starb, bis zum Ende an seinem Bett gesessen hatten. Deshalb wollte er nicht, dass seine Mutter denkt, sie müsse sterben, wenn er bis in die Nacht hinein oder länger sitzenbliebe. Also geht er nach draußen zur Schwester, gibt ihr seine Telefonnummer und bittet sie, ihn sofort zu Hause anzurufen, wenn es ernst würde. Und fährt heim zu seiner Frau und den zwei Söhnen.



*»Ich war eine Sturzgeburt«, sagt Hochhuth, hier mit seiner Mutter.*

*Foto: privat Hochhuth*

Etwa eineinhalb Stunden später kommt der Anruf. Und Hochhuth hat alle drei Taxinummern am Telefon liegen. Es gab ja nur drei in meinem Heimatkauf Eschwege, sagt er. Aber niemand geht ran. Alle drei »Idioten« hatten nach 22 Uhr ihre Telefone abgestellt. Bei Nacht fahren eben anständige Menschen nicht mehr weg, sagt er. Und da ist er dann losgelaufen, ist gerannt und gerannt. Und als er im Krankenhaus ankommt, ist er fast so tot wie seine Mutter, die eine viertel Stunde zuvor gestorben war. Allein gestorben war. Seither, sagt er, mache ich mir Vorwürfe, dass sie sterben musste und ich nicht bei ihr geblieben bin.

1931, als Hochhuth geboren wurde, hatte sein Vater die Schuhfabrik verloren, die 1851 von seinem Urgroßvater gegründet worden war. Dieser Verlust war für die Familie ein bitterer Schlag der Weltwirtschaftskrise von 1929. Sein Vater ist dann in die Großhandelsfirma eingestiegen, aus der seine Frau stammte. Da wurde er Vertreter der sogenannten Preußischen Klassenlotterie, Victoria-Versicherung. Und wenn die Eltern abends weg waren und die Angst ins Kinderzimmer kroch, wurde die Phantasie angezündet:

*Mann im Mond, der uns die Angst nahm,  
Babysitter unsrer Kindheit,  
ansprechbar, ein runder Onkel  
– machte, waren die Eltern aus,  
uns die Nacht blautannenhell...*

Später, als Hochhuth acht ist, darf er mit seinem älteren Bruder zwei Mal in der Woche bei den Leuten die Versicherung kassieren. Das finden die beiden herrlich. Sie sind mit einem Geldbeutel und der Rundscheren, mit der die fälligen Abschnitte abgetrennt werden mussten, losgezogen und haben überall angeklingelt. Bei diesen Besuchen hat er sehr früh schon gesehen, wie arm viele Leute sind, wie beengt sie in ihren Wohnküchen hausen. Fünf

Reichsmark zahlte ein Arbeiter damals im Monat für seine Lebensversicherung. Seine Onkeln und Tanten dagegen zweihundertvierzig. Daran erkennt er, wie privilegiert sie sind. Sie wohnten ja in dem schönen Haus seiner Großeltern.

Und doch fühlt der junge Hochhuth sich eingeschüchtert. Ich hatte einen langen Bruder, sagt er, einen sehr langen Vater, und seine Mutter sei auch ziemlich lang gewesen. Deshalb kam er sich wie ein Kümmerling vor. Das Lange, glaubt er, hat sein ganzes Weltbild bestimmt. Er hätte nie auf der Straße einer Frau nachgeschaut, geschweige denn eine geheiratet, die nicht mindestens einen Kopf größer war als er. Aber unterdrückt war er nicht. Im Gegenteil. Seinem Bruder fühlte er sich geistig überlegen, obwohl der fünf Jahre älter war. Und dann kam noch ein Nachzügler, so ein Benjamin hinterher. Und den haben Sie dann unterdrückt? Ich glaube ja, sagt Hochhuth. Und in der Schule war ich doch der Klassenclown. Wenn jemand Geburtstag hatte, wurde ich eingeladen, damit jemand da war, der Blödsinn machte.

Geliebt hat er seine Großmutter. Einmal, es war ein Sonntag, passierte etwas für ihn Unerhörtes. Er ist zehn Jahre, kniet so auf dem Sessel und guckt ins Radio. Etwas entfernt, in der Ecke, sitzt seine Großmutter. Sie hören eine Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier. Und da bellt der Goebbels, ich werde das nie vergessen, sagt er, mit dieser Heulstimme aus dem Apparat: ... *hat nunmehr der Führer das Schicksal des Abendlandes in die Hand des deutschen Soldaten gelegt*. Es war der 21.6.1941. Hochhuth hat das Datum genau in Erinnerung. Und da sagt meine Großmutter: Jetzt verlieren wir diesen Krieg auch noch. Und ich werde die Jungen nie mehr wiedersehen.

Die Jungen waren ihre Enkel. Und einen hat sie dann auch nicht mehr wiedergesehen. Nur mein Bruder und mein zweiter Cousin, sagt Hochhuth, sind zurückgekommen. Jahre nach dem Krieg hat er den gefragt, warum sein Bruder damals nicht abgehauen sei. Er



*»Sie war der Engel meiner Jugend. Sie vermachte mir ihren Ring, den ich noch heute trage.« Hochhuths Großmutter Holzapfel.*

*Foto: privat Hochhuth*

war Pilot, saß alleine in der Maschine, es war kurz vor Kriegsende, von Stettin aus hatte er sogar seine Eltern in Eschwege noch angerufen, die bereits befreit in der amerikanischen Besatzungszone lebten, das wusste der Bruder doch. Also hätte er ganz leicht von dort aus nach Schweden rüberfliegen können. Da habe der Cousin ihn ganz ratlos angeschaut und gesagt: Aber so dachte man nicht.

Das Kleinstädtische in Eschwege, sagt Hochhuth, habe ihn schon geprägt. Seine erste Frau Marianne, mit der er in derselben Schulklasse war, sagte aber immer: Kleinstadt macht klein. Man

verdorft, um nicht zu sagen, man verdooft. Doch Hochhuth fand, in der Intimität der Kleinstadt, wo jeder von jedem etwas weiß, lernt man die Menschen besser kennen als in großen Städten. Es gab in Eschwege auch so eine Redensart: Der Bettelstab steht alle hundert Jahre vor eines anderen Tür. Von fast jeder Familie kannte man doch drei Generationen. Und wenn ein Mann fremdging, wusste man das auch.

Da war zum Beispiel der Kutscher seines Großvaters. Richard Wagner hieß der. Klingelt eines Tages und fragt: Chef, kann ich am Sonntag ein Pferd haben? Ja, können Sie, aber wozu wollen Sie das haben? Ich bin doch jetzt im Reitersturm, sagt Wagner. Da lacht der Großvater. Aber Wagner, sagt er, Sie sind doch hier der rötteste Kommunist. War ich, Chef, aber jetzt nicht mehr. Und dann ritt er hoch zu Ross, flankiert von einem Anwalt und dem Chef des Krankenhauses durch unsere kleine Stadt. Im Winter 1941, sagt Hochhuth, als Hitlers Panzer vor Moskau einfroren, waren die Juden aus Nordhessen in Viehwaggons ab Kassel Hauptbahnhof Richtung Riga verfrachtet worden, wo man alle, ohne Ausnahme, ermordete. Und Weihnachten 1941 kam unser Richard Wagner dann einmal zu meiner Großmutter und sagte in seinem verqueeren Deutsch: Wenn das mal verkehrt geht, was unsre da mit den Juden machen, dann Gnade uns Gott. Eschwege hatte doch den Spitznamen Klein-Frankfurt, sagt Hochhuth, weil bei uns mehr Juden als Katholiken lebten. Und in Riga, da hatte Wagner gesehen, wie man die Juden in den Steinbruch getrieben und erschossen hat. Ab Mai 1945 war er dann auch kein Nazi mehr. Da war er wieder Kommunist.

Hochhuth war kein Hitlerjunge, musste aber noch zum Jungvolk. Als der Krieg begann, hört er irgendwann, dass jemand sagt: Der soundso sei gefallen. Was ist das, gefallen, fragt er die Großmutter. Gefallen ist tot sein, sagt sie. Tot? Aber dann ist man doch nicht gefallen! Doch, so heißt das. Und das war dann für mich

wieder ein neues Wort, sagt er. Eines Tages, er ist zwölf, werden alle Schüler in die Aula bestellt. Da wurde die Obersekunda verabschiedet. Das waren seine Führer im Jungvolk, die waren sechzehn, siebzehn Jahre und mussten jetzt als Flakhelfer nach Kassel, um die Henschel-Werke zu schützen, in denen Kriegsmaschinen hergestellt wurden und Omnibusse, Lastwagen und Lokomotiven. Da fuhr also die ganze Obersekunda mit ihrem Lehrer zu den Flakbatterien am Stadtrand. Und nach ungefähr vier Wochen wurden sie wieder in die Aula bestellt. Da waren von den dreiundzwanzig Jungen neunzehn oder zwanzig gefallen. Das war im Oktober 1943, sagt Hochhuth, als die Briten ihre Bombenteppiche abwarfen.

Hatte er Vorbilder? Helden? Ich war doch militärbloße, sagt er. Ich hatte die Fotos der drei erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten, wie das damals hieß, bei mir an der Wand hängen, Günther Prien, Joachim Schepke, Otto Kretschmer. Das waren meine Helden. Und Siegfried, Hagen, Odin oder Beowulf, die kannte ich natürlich aus den deutschen Heldensagen. Haben mich schwer beeindruckt als kleiner Junge. Gleich nach dem Krieg bekamen sie dann in der Schule einen neuen Geschichtslehrer, Dr. Josef Müller-Fleissen. Der fragte: Welche Griechen kennt ihr? Griechen?, fragten wir zurück. Ja, welche Götter oder Schriftsteller? Keine. Nie gehört. Na, dann müssen wir ja ganz von vorne anfangen, sagte er. Dem Lehrer habe er viel zu verdanken. Ohne ihn hätte er mit sechzehn noch nicht gewusst, wer Homer war.

Diesem Lehrer habe er auch gesagt, dass er Schriftsteller werden will. Wussten Sie das schon so früh? Natürlich, sagt Hochhuth. Immer wollte ich das werden. Ich hatte doch mit neun oder zehn Jahren schon angefangen, ein Buch über U-Boote zu schreiben. Also wir waren damals doch ziemlich verblendet und verdummt, aber im Herbst 1941 wusste ich schon, dass die Briten aus Hitlers U-Boot-Flotte »Fischfutter« gemacht hatten. Da war es vorbei mit meinem Roman. Als er dann im Theater den »Biberpelz« von



Gerhart Hauptmann sieht, weiß er: Ich werde schreiben oder es wird gar nichts aus mir. Aber wem kann man das schon erklären. Es ist doch so, sagt Hochhuth: Sie können notfalls sagen, ich möchte Opernsänger werden oder Maler oder Bildhauer, das kann man studieren, dazu gibt es Akademien. Dann zeigt ihnen trotzdem jeder einen Vogel und denkt, nun ist er größtenwahnsinnig, aber Sie können nicht sagen: Ich will Schriftsteller werden. Dann hält man sie nicht nur für wahnsinnig, sondern auch noch für verrückt. Deshalb konnte ich es nur meiner Mutter und meinem Lehrer sagen.

Als Hochhuth zum ersten Mal Thomas Mann im Radio hört – das war an einem heißen Nachmittag im April, das weiß er noch wie heute – denkt er, da spricht Luther. In Hessen war der Krieg ja schon am 8. April 1945 vorbei, da waren die Amerikaner einmarschiert, am 12. April war ihr Präsident Roosevelt in Warm Springs, Georgia, gestorben, und am 19. April hört er diese Stimme im Radio, die *Deutsche Hörer* sagt und dann über den toten Franklin Delano Roosevelt spricht, diesen Helden und Staatskünstler, diesen Menschenfreund und Menschenführer, und am Schluss der Rede dem *stupiden Völkermörder* Hitler zuruft, dass es eine Schande sei, dass der Geist gehen musste und er noch lebe, der nur noch ein Gespenst sei. *Verstecke dich eine Weile noch in dem Bergloch, das Deine Getreuen dir gruben! Deine Tage sind gezählt; sie waren es, als dir dieser Gegner erstand, und noch im Tode wird er dir furchtbar sein.*

Jedes Wort, das der Vierzehnjährige damals hörte, kann der über Achtzigjährige noch heute auswendig. Wort für Wort deklamiert er die Stelle wie ein Stück aus der Bibel. Ich hatte noch niemanden so Deutsch sprechen hören, sagt Hochhuth. Und am Ende der Übertragung sagte jemand, das sei eine Rede von Thomas Mann gewesen. Ich bin gleich zu meiner Mutter auf den Balkon gelaufen und habe sie gefragt: Kennst du einen Thomas

Mann? Aber natürlich, sagte sie, ging an den Bücherschrank und gab mir die »Buddenbrooks«. Das war der Moment, sagt er, wo ich von diesem Dichter geistig besetzt wurde.

Und wie kamen Sie darauf, dass Thomas Mann wie Luther sprach? Ich war gerade in der Konfirmationszeit, sagt Hochhuth. Und Luther hatte die deutsche Sprache vor Grimmelshausen geprägt. Seine Bibelübersetzung nannte man das fleischgewordene Wort Gottes. Dabei war es gar keine Übersetzung, Luther musste den Text erschaffen, musste eine Sprache dafür finden, und die war volkstümlich und kraftvoll. Das war das Revolutionäre. *Ein feste Burg ist unser Gott*, das hat er geschrieben und komponiert. Es ist das Lied der Protestanten geworden. Oder er schreibt *Gott ist ein glühender Backofen*. Und was hat er für Ausdrücke erfunden, *Bluthund* und *Feuertaufe*, und wie viele seiner Redewendungen sind in die deutsche Sprache eingegangen, und kein Mensch weiß mehr, dass Luther sie geprägt hat: *Perlen vor die Säue werfen* oder: *Ein Buch mit sieben Siegeln*. Das habe ihn unheimlich beeindruckt, dieses kraftvoll Biblische. Daran musste er denken, als er Thomas Mann hörte.

Damals ist Hochhuth oft zu Hause bei einem Freund gewesen, der ihm bei den Mathematikaufgaben half. Mathematik war für ihn so ein Buch mit sieben Siegeln. Der Vater seines Freundes war Pfarrer. Und in dem Pfarrhause hingen die Lucas-Cranach-Drucke von Luther. Ganz in der Nähe war die Wartburg, wo sie mit dem Jungvolk waren. Da habe er die Stube gesehen, wo Luther als »Junker Jörg« gesessen und übersetzt hat und das Tintenfass nach dem Teufel geworfen haben soll. Von seinem Antisemitismus hatte Hochhuth damals natürlich noch keine Ahnung. Doch seit er weiß, dass Luther dazu aufrief, Synagogen anzuzünden, sei er ihm nicht mehr nah.

Aber zu Roosevelts Tod, sagt er, gibt es noch eine wunderbare Szene: Eine Malerin, alte Dame, portraitiert ihn. In Öl. Und wäh-

rend sie malt und pinselt, kommt ein amerikanischer Offizier ins Zimmer und sagt: Herr Präsident, soeben haben sich ihre Truppen mit denen Marschall Stalins an der Elbe vereinigt. Er hört das – und stirbt. An diesem 12. April stirbt er auf der Höhe des Lebens. Als Sieger. Roosevelt, sagt er, saß doch im Rollstuhl. Aber so durften von ihm keine Fotos veröffentlicht werden. Rollstuhl war tabu. Tabu, sage ich, war auch seine Geliebte, die Sekretärin Marguerite LeHand, die er Missy nannte. Was?, fragt Hochhuth, ein Verhältnis hatte er? Pause. Na ja, mit dreiundsechzig geht's ja noch ganz gut. Pause. Und es war wohl auch nicht alles gelähmt bei ihm. Und da muss Hochhuth dann selber lachen. Über das Ende von Roosevelt wollte er immer ein Stück schreiben. Nur bei den heutigen bössartigen Intendanten, sagt er, die unsere Theater regieren, kann man für niemanden mehr schreiben – außer für die Schublade. Na, vielleicht schreib ich's noch. Vielleicht nächstes Jahr. Mal sehen.

Und warum wollten Sie kein Abitur machen? Weil ich alle Fächer bis zur Oberprima hätte beherrschen müssen, sagt er. Es gab damals noch keine Wahlfächer. Und er sei eben nur in Deutsch und Geschichte gut gewesen. Nicht in Physik oder Chemie. Ach, auch in anderen Fächern wäre er glatt durchgefallen, sogar in Mathematik, sagt er, dem Fach, das mein Vater studiert hat. Also ist er nach dem Einjährigen abgegangen. Das war der ganz große Kummer meines Vaters. Ich konnte ihm ja nicht sagen, dass ich kein Abitur brauche, weil ich schon wusste, dass ich Schriftsteller werden wollte. Er hätte mich wirklich für wahnsinnig gehalten. Deshalb sagte ich ihm, ich wolle Buchhändler werden. Und da meinte mein Vater, ich würde mich zu Tode langweilen. Denn in jeder Provinzbuchhandlung würden außer Büchern auch Klopapier, Bleistifte, Füllfederhalter und Briefpapier verkauft. Bücher doch nur zu Weihnachten, Ostern oder zur Konfirmation. Es hat ihn schon sehr bekümmert, dass ich trotzdem abgegangen bin.

Übrigens, sagt er, ich hatte immer Schicksalsangst. Immer, wenn ich mal großes Glück hatte, dachte ich, das hält nicht an. Das war immer mein Gefühl. Ich war nicht eine Minute in meinem Leben Optimist.

Kann Hochhuth sich erklären, woher diese Schicksalsangst kam? Er ist sehr geborgen und in wirtschaftlicher Sicherheit aufgewachsen. Ich kann es mir nicht erklären, sagt er, möglich, dass ich sehr früh atmosphärisch etwas mitbekommen habe. Vielleicht war es der Verlust der Schuhfabrik. Dieses Unglück hatte sich Jahre wie ein Schleier über die Familie gelegt. Früher war sein Vater mit einer riesigen Limousine unterwegs gewesen, diesem Adler Horch, Sechssitzer, natürlich mit Chauffeur, sein Vater saß vorne neben ihm und hinten waren die Musterkoffer, mit denen er durch ganz Deutschland reiste. Da war er als Vertreter der eigenen Fabrik unterwegs. Nach dem Verlust seines Unternehmens musste er sich erstmal mit dieser Preußischen Klassenlotterie kümmerlich durchschlagen. Ich glaube, sagt Hochhuth, das hat mehr an mir genagt, als ich dachte.

Er erinnert sich noch genau an ein Abendessen, als er von seiner Mutter einen Tritt unterm Tisch bekam. Er erzählte ganz begeistert, dass er bei seinem Onkel Karl in der Lederfabrik gewesen sei ... Da kam der erste Tritt. Also d e r habe vielleicht ein vornehmes Büro mit Ledergarnitur ... Und wieder kam ein Tritt von seiner Mutter. Später in der Küche sagte sie dann: Das war das Büro deines Vaters bevor die Schuhfabrik eingegangen ist! Von diesem schönen klassizistischen Haus gehörte ihnen kein Backstein mehr.

Und wie das bei Hochhuth so ist, er hat gleich neue Beispiele für ähnliche Unglücksfälle parat. Erzählt vom großen jüdischen Kritiker Alfred Polgar, dem sesshaften Wiener, der durch Hitler gezwungen wurde, in fremde Länder zu emigrieren. Als man ihn in Zürich einmal fragte, ob er sich denn in der Stadt überhaupt

gar nicht wohlfühle, sagte er: *Ach, wissen Sie, ich bin halt überall ein bisschen ungerne.* Und den nächsten Autor zitiert er, weil der die Ur-Skepsis des Lebens so endgültig gültig wie niemand sonst in einen Satz zusammengefasst hat. Das war der griechische Komödiendichter Menander: *Nun ist ja der Mensch an sich schon ein hinreichender Grund zur Traurigkeit.*

Kann Hochhuth sich an einen Augenblick erinnern, den er als Initialzündung für sein erstes Stück »Der Stellvertreter« bezeichnen würde? Ja, sogar an das Datum. Etwa vier Wochen nach seinem vierzehnten Geburtstag, also Anfang Mai 1945, hatte sein Onkel zwei Karten für eine Art Wochenschau bekommen. Da nahm er ihn mit. Die Amerikaner hatten seinen Onkel bereits am 4. April anstelle des Nazivorgängers zum Bürgermeister gemacht. Auch daran erinnert Hochhuth sich noch, dass der trotz der Sperrstunde bei ihnen an der Haustür klingelte. Er stand leichenblass da und sagte: Die Amerikaner haben mich eben zum Bürgermeister von Eschwege gemacht. Und weil die Schulen geschlossen waren, saß ich nun bei ihm im Vorzimmer als Laufbursche. Die amerikanischen Befreier wollten nämlich nicht mit Deutschen zusammenwohnen. Sie ließen Häuser beschlagnahmen. Und da lief ich dann los, klingelte und sagte den Leuten, morgen oder übermorgen müsst ihr raus, hier ziehen jetzt die Amerikaner ein. Für meine Laufereien bekam ich zwanzig Reichsmark im Monat.

Also mein Onkel und ich gingen nun in diese Wochenschau. Und da sah ich, wie der machtvollste Soldat der Weltgeschichte, Dwight D. Eisenhower, weinte. Er stand im befreiten Konzentrationslager Buchenwald und sah, wie seine GIs mit Bulldozern Leichenhaufen in Massengräber schoben. Mit Bulldozern! Und General Eisenhower steht da und weint. Das hat mich auf ewig für die Amerikaner eingenommen, sagt Hochhuth. Und bewegt von der Erinnerung schaut er an diesem kalten Novembertag raus aufs Holocaustmahnmal und sagt: Das kann nie vergessen



*»Ich habe meine Mutter nie ohne Zigarette gesehen.  
Als ich vierzehn war, fragte ich sie: Kennst du Thomas Mann?  
Da gab sie mir die Buddenbrooks.«*

*Foto: H. H. Koch*

werden, bis in alle Ewigkeit kann das nie vergeben und vergessen werden. Niemals.

Er hatte doch zuvor auch schon von seiner Großmutter gehört, was dieser Richard Wagner ihr über die Judenvernichtung in Riga erzählt hatte. Er erinnert sich auch noch an das Weihnachtsfest 1942. Seine Mutter stand mit einer Zigarette am Küchenschrank – Hochhuth hat sie, außer bei Mahlzeiten, nie ohne Zigarette gesehen – also da stand sie und sagte: Jetzt machen sie's mit Gas. Seine jüdische Tante, Irma Hochhuth, geborene Lieber, hatte sich 1943, kurz vor ihrer Deportation, vergiftet. Das alles wusste ich,



*»Der Holocaust kann nie vergeben und vergessen werden. Ich bin sicher, wir werden für diese ungeheure Schuld noch büßen.«*

*Hochhuth am Fenster seines Büros mit Blick auf das Mahnmal.*

*Foto: Karin Rocholl*

sagt er. Und weil er damals Konfirmandenunterricht hatte, dachte er natürlich auch über Gott nach. Dabei waren wir in der Familie nur laue Evangelische, sagt er.

Aber er fragte sich nach all dem, was er inzwischen gehört hatte: Was hat der Mann dazu gesagt, der sich Stellvertreter Christi auf Erden nennt? Christus war Jude. Und Millionen Juden waren vergast worden, das erfuhr er ja nun aus der Wochenschau. Und das war doch alles gar nicht vorstellbar! Was hat der Papst nun dazu gesagt? Das war seine ganz frühe Frage. Er schaut noch immer raus auf das eisgraue Stelenfeld und sagt: Wenn es bald zu schneien anfängt, sieht es wieder aus wie ein riesiges Leichentuch.